

„Ein *Mushahar* kann nur ein *Mushahar* sein!“

Die kastenlosen *Mushahar* waren einst die Rattenfänger, bis heute erleben sie Diskriminierung und Unrecht.

Stephanie Nolen

Offiziell ist das Kastenwesen in Indien abgeschafft und das seit über 60 Jahren. Doch im Alltag spielt die Kastenzugehörigkeit weiterhin eine Rolle. Die *Mushahar* zählen zu den *Dalits*, sie finden sich an den äußersten Rand der indischen Gesellschaft gedrängt, insbesondere die Frauen und Mädchen. In der Schule PRERNA will Schwester Sudha Varghese das ändern: Dort bekommen *Mushahar*-Mädchen eine Schulausbildung und sie lernen ihre Rechte kennen. Doch es ist nicht leicht, die gesellschaftlichen Zwänge zu durchbrechen. Eine Reportage über eine Schule für *Mushahar*-Mädchen in Bihar.

Die Mädchen kichern und drängeln sich aufgeregter in der warmen Herbstsonne. Schwester Sudha Varghese steht geduldig da und wartet, dass sie ihr ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Als ihre 125 Schülerinnen im Hof vor dem gelben Schlafhaus ruhig werden, gibt sie ihnen freundlich eine für dieses Mal letzte Lektion: „Werdet nicht krank“, sagt sie in Bhojpuri¹ zu ihnen. „Geht und seht euch den Fest-Schrein an, aber bummelt nicht in der Nacht herum. Viel Spaß in den Ferien! Kommt in einer Woche wieder!“ Sie sagt das in leichtem Ton, aber im Untergrund hört man etwas wie Angst, als sie sagt: „Kommt wieder.“

Sie sieht ihre Schutzbefohlenen noch ein letztes Mal genau an und schickt sie dann aus dem Tor der PRERNA Residential School für Mabadalit-Mädchen. Sie gehen zu ihren Eltern, die seit dem frühen Morgen vor dem Tor auf sie warten. Die Mädchen sind auf dem Weg zu einem der seltenen Besuche zu Hause in den Slums oder Dörfern, in denen sie aufgewachsen sind, um dort das Fest von *Dusshera* zu feiern.

Poonam – sie ist 15, eine sehr gute Schülerin und Schulsprecherin – ist eine der letzten, die aus dem Tor gehen. Ihre Mutter Rajkumari wartet

nervös auf sie und zieht das Ende ihres gelben Saris eng über ihren Kopf. Die beiden haben einander seit sechs Monaten nicht gesehen und sie sind zuerst scheu. Sie werfen kurze Seitenblicke auf den Pfad vor der Schule, denn sie halten nach einer Rikscha oder einem Pferdekarren Ausschau, der sie nach Hause in ihr Dorf Jamsaut bringen soll. Nachdem Poonam vier Jahre lang in der Schule regelmäßig zu essen bekommen hat, ist sie einen Kopf größer gewachsen als ihre Mutter, aber das hindert sie nicht daran, ihr respektvoll zu begegnen.

Schwester Sudha sieht ihnen nach, wie sie den Pfad entlanggehen, dann schließt sie das schwarze Eisentor und setzt sich auf die Stufen vor der Schule. Die Mädchen waren die ganze Nacht über auf, so aufgeregter waren sie vor den Ferien. Jetzt ist die Schule erschreckend ruhig. Sudha wird sich die ganze Woche über Sorgen machen, bis die Schülerinnen wieder sicher zu ihr zurückgekommen sind.

Ein Leben am Rande der Gesellschaft

PRERNA – das Wort bedeutet „Inspiration“ – ist eine Schule für *Mushahar*-Mädchen. Sie gehören zu den

„Unberührbaren“, stehen am unteren Ende des Hindu-Kastensystems. Durch diese Stellung unterhalb des Kastensystems gehören sie zu den am meisten ausgebeuteten Kindern in der am meisten an den Rand gedrängten Gemeinschaft im ärmsten indischen Bundesstaat. Viele Mädchen wie Poonam werden schon mit 12 oder 13 Jahren verheiratet. Da sie *Mushahar*-Mädchen sind, werden sie weitgehend als rechtlos und leichte Beute für sexuelle Tötlichkeiten betrachtet. Wenn sie vergewaltigt werden, betrachtet ihre eigene Gemeinschaft sie als nicht mehr „verheiratbar“. Deshalb denken viele Eltern, es sei das Beste, sie zu verheiraten, bevor sie angegriffen und befleckt werden. „Sie gehen nach Hause und die Großmutter sagt: ‚Sie ist jetzt groß genug geworden und wir sollten uns nach einem jungen Mann für sie umsehen‘“, murmelt Schwester Sudha und seufzt dabei. Das bedeutet das Ende für das Lernen und es ist mehr als wahrscheinlich, dass es ein Leben voller schonungsloser körperlicher Arbeit und auch den schnellen Verfall von allem, was sie in PRERNA gelernt haben, bedeutet.

Schwester Sudha ist eine katholische Nonne. Schon früh in ihrem Leben ist sie zu einer recht radikalen sozialen Aktivistin geworden. Sie kam vor mehr als 40 Jahren aus dem Sü-



Mushabar-Schülerinnen im Dorf Sahapur Musahri in Bihar

Foto: Mukesh Kumar

den Indiens nach Bihar. Sie ging nach Jamsaut, um dort zu leben und sich der Arbeit mit den *Mushabar* zu widmen, um deren Ausbeutung zu beenden: Sie führte Prozesse, organisierte Demonstrationen und errichtete ein Netz von Bildungszentren für Frauen in Dutzenden von Gemeinden im Staat Bihar.

Vor sechs Jahren hatte sie das Dorf verlassen und mit einem Experiment begonnen. Es hatte sie geärgert, dass *Mushabar*-Mädchen in den meisten Schulen nicht willkommen waren und dass ihre Eltern unaufhörlich Haus- und Feldarbeit von ihnen verlangten. Sie dachte, wenn sie sie in eine neue Welt stellen könnte, in der sie mit Würde behandelt würden (und in der nur verlangt würde, dass sie lernten), dass sie dann als Anführerinnen daraus hervorgehen würden, als Avantgarde für Veränderung.

Sie beschloss, ein oder zwei Mädchen aus jeder Gemeinde im Umkreis von vier Wegstunden in ihre Schule aufzunehmen. Zuerst waren sie scheu und duckten sich wie ihre am Tor wartenden Eltern. Aber nach sechs Monaten hatten sie gelernt, dass sie ein Recht darauf haben, Raum einzunehmen, Gedanken, Erwartungen und Ehrgeiz zu haben.

Neue Fähigkeiten für ein neues Leben

Schwester Sudhas Angst, als die Mädchen zum *Dushera*-Fest zu ihren Eltern gehen, weist auf einen tiefen Riss hin, der durch ihr Experiment geht: Ihre Mädchen stecken jetzt in der Zwickmühle zwischen ihrem alten Leben und ihren neuen Fähigkeiten. Sie haben träumen gelernt, aber ihre Familien, ihre Dörfer und Indien selbst bieten einem *Mushabar*-Mädchen mit Träumen wenig Raum. Jetzt heben sie sich von den anderen ab – und wenn jemand *Mushabar* und dazu noch weiblich ist, dann ist das gar nicht gut!

Bisher haben vier Mädchen aus *PRERNA* die Sekundarschule abgeschlossen. Sie gingen in ihre Dörfer zurück und heirateten (wenigstens eine von ihnen, sagt Schwester Sudha wehmütig, fand einen gebildeten jungen Mann). Sie bekamen auch Arbeit als *vikas mithra*, die eine Verbindung zwischen lokaler Regierung und den *Mushabar* darstellen, und verdienen 68 Euro im Monat – das ist eine beachtliche Leistung.

Aber Schwester Sudha will viel mehr für ihre Mädchen: Berufsausbildung, vielleicht für eine Arbeit als Empfangsdame oder Angestellte für Datenerfassung und die Universität für die Klugen wie Poonam. Und dann akademische Berufe, und natürlich Heirat, aber mit einem gebildeten Mann.

Nichts davon klang unmöglich!

Eine Stunde nachdem Poonam das Schulgebäude verlassen hat, kommen sie und ihre Mutter Rajkumari (der einzige Nachname der Familie ist der Name einer Kaste, den sie nicht benutzen) an die schmale Straße, die nach Jamsaut abzweigt. An ihren Rändern stehen kleine Läden und ein mit leuchtenden Farben bemalter Hindutempel. Daran gehen sie schnell vorüber zum *Mushabar tola* – dem kleinen Grundstück, das Menschen ihrer Kaste vorbehalten ist. Es liegt gleich hinter dem Dorf und wird von Morast begrenzt. Ihr Haus ist eine Konstruktion, die halb aus Ziegeln und halb aus Lehm besteht – etwa von der Größe eines herrschaftlichen Badezimmers in einem kanadischen Vorstadthaus – mit einem Dach aus Zweigen, die über Wellblech gelegt sind. Poonam beeilt sich, ihre jüngeren Geschwister in die Arme zu schließen. Dann wendet sie sich den Aufgaben zu, die ihre Tage ausgefüllt haben, bevor sie nach *PRERNA* gezogen ist: Sie holt von der *tola*-Handpumpe Wasser in einem Zinnkrug, verjagt eine Schweinefamilie vom Eingang ihres Hauses und zündet einen getrockneten Büffel-Fladen im Herd an, der das Haus ohne Lüftung mit lästigem Rauch erfüllt, um aus einer Handvoll loser Blätter und einer Prise schwarzem Pfeffer Tee zuzubereiten. Ihre Mutter gibt ihr einen zerknüllten 20-Rupien-Schein (etwa 30 Cent) und bittet sie, in den Laden zu gehen. Der kürzeste Weg wäre, wenn sie hinters Haus, dann 15 Meter über ein leeres grünes Feld und hinter anderen, größeren Häusern entlang zum kleinen Dorfladen ginge. Aber sie nimmt den langen Weg den Pfad entlang, und als ein Fremder auf die Abkürzung zusteuert, schnappt Poonam nach Luft und macht den Rücken gerade. Es ist so, als wäre da eine unsichtbare elektrische Schranke und die will sie nicht überschreiten. Sie weicht vor ihr zurück, als ob sie sich sogar auf sie zubewegen könnte. Wenn ein Besucher sie fragt, warum, weiß Poonam, die normalerweise aufmerksam beobachtet, keine Antwort. Ihre Fa-

milie lebt nun einmal hier. Andere leben dort drüben – und sie kennt sie nicht, spricht nicht mit ihnen, sieht ihnen auf der Straße nicht in die Augen und nimmt ganz bestimmt niemals den Gehweg, der an ihren Häusern vorbeiführt.

Etwa eine Stunde nachdem Poonam in ihr Dorf zurückgekommen ist, treten drei Männer vor ihr Haus: Sie sind hellhäutige, gut angezogene Männer aus der im Dorf herrschenden Kaste. Einer protzt mit einer großen goldenen Uhr. Rajkumari zieht ihren Sari übers Gesicht. Alle sehen zu Boden. Einer der Männer stellt sich neben Poonams Tante, die auf dem einzigen Stuhl sitzt, und starrt sie an – daraufhin steht sie auf und setzt sich daneben auf den Boden. Er setzt sich auf den Plastikstuhl. Die Männer bombardieren Rajkumari mit Fragen: Wer sind die Fremden und warum sind sie hier *im tola*?

Die Frauen ziehen ihre Kinder dicht an sich. Rajkumari murmelt eine Ant-

wort und stochert in der Erde. Die Reporterin und der Fotograf stellen sich vor. Die Reporterin erklärt, dass sie etwas über das Leben der *Mushabar* erfahren wollen. Die Männer grinsen. „Ihr Leben hat sich geändert, ist besser geworden. Sie sind gebildet. Sie arbeiten außerhalb“, sagt einer, es ist Rajesh Gupta, und vertraut darauf, dass sie ihm seine Unwahrheit glauben. „Früher mussten sie alles hinnehmen, ohne es vergelten zu können. Jetzt treten sie für sich selbst ein.“ Er tut so, als wäre das keine neue positive Errungenschaft. Die drei Männer bleiben noch eine Weile und gucken finster, dann gehen sie laut lachend weg. Die Reporterin fragt Rajkumari, ob sie jemals in einem der Häuser der Männer gewesen sei. Sie sieht sie überrascht an: „Natürlich nicht!“ Sie wirft einen unruhigen Blick auf ihre älteste Tochter. Poonam ist groß und hellhäutig. Deshalb ist sie ein vollständig anderes Wesen als die schmutzigen, rotznäsigen, halb bekleideten Kinder des *tola*. Die Männer aus der hohen Kaste haben sie bemerkt und Rajkumari weiß es.

***Incredible India* und seine „Unberührbaren“**

Die unsichtbaren Zäune, die Poonam in einem kleinen Winkel von Jamsaut festhalten, wurden vor wenigstens 2000 Jahren errichtet. Sie sind in alten hinduistischen Texten niedergelegt, die eine rigide soziale Schichtung in vier Kasten, nach Beschäftigung getrennt, festlegen. Die priesterlichen Brahmanen an der Spitze, die Handwerker unten. Noch unter diesen ist die fünfte Menschekategorie, die „Unberührbaren“, jene Menschen ohne Kaste – oder, wie sich viele von ihnen selbst nennen, die *Dalits*. Das Wort kommt aus dem Sanskrit und bedeutet „zerbrochene Menschen“. Sie müssen Aufgaben erfüllen, die für verunreinigend gehalten werden (mit Leder arbeiten, Straßen reinigen, saubermachen) und sie sind von fast allen Kontakten mit der übrigen Welt ausgeschlossen. In dieser Region sind die *Mushabar* die untersten. Traditionell sind sie als Rattenfänger bekannt.

Das klingt vielleicht alles nach alten Überresten von geringer Bedeutung in dem *Incredible India* der touristischen Werbeplakate, dem kommenden internationalen Machtzentrum. Die indische Verfassung nahm 1950 das Verbot der Kastendiskriminierung auf und reservierte 15 Prozent der Sitze in Regierungsämtern und öffentlichen Bildungsinstitutionen für *Dalits*, die ein Sechstel der Bevölkerung ausmachen.

Diese „Reservierungen“ – so nennt man sie und sie sind eine Form affirmativer Aktion, eine positive Diskriminierung – haben das Leben vieler *Dalits* verbessert. Dasselbe haben auch die neueren Prozesse der Wirtschaftsliberalisierung und Verstädterung geleistet. In den 1980er Jahren erschienen die *Dalits* in vielen Staaten als mächtiger Wählerblock und sich auf *Dalits* stützende politische Parteien spielen seitdem auf Bundes- und Staatsebene eine wichtige Rolle bei der Bildung von Regierungskoalitionen.

Mushabar-Frauen im Dorf Baghakhal, Bihar – ihr Schicksal ist frühe Ehe und frühe Mutterschaft

Foto: Priyanka, PACS, Bihar



Das System hat dazu beigetragen, dass es *Dalit*-Richter, -Professoren und Wirtschaftsführer gibt. Das hat einige Hindus der herrschenden Kasten sehr verbittert. Sie klagen, dass ihre Kinder nicht mehr ins College oder in den Beamtendienst kommen. Viele Sozialprogramme verfolgen das Ziel, das Leben der Dalits zu verbessern. Dazu gehört auch die *Mahadalit Mission* der Regierung Bihars, die Schwester Sudha mit Geld zur Ernährung ihrer Mädchen von *PRERNA* versorgt.

Und doch benutzen Tausende Indier die Dienste der *valmiki*, der Straßenkehrer, die menschlichen Kot einsammeln und in Körben wegtragen. Dieses System betrachten manche Kasten-Hindus als weniger unreiniger als das Benutzen einer Latrine. Eine neuere Untersuchung im ganzen Land hat ergeben, dass 45 Prozent der Dörfer ein „Zwei-Tassen“-System unterhalten: An Teeständen bekommen *Dalits* anderes Geschirr als die Kasten-Hindus. Poonam wird trotz ihrer neuen Bildung niemals die Abkürzung hinter den Häusern der Kasten-Hindus nehmen.

Die Kaste dient dem Machterhalt

Zeitungen im ganzen Land berichten Tag für Tag von Angriffen auf *Dalits*, wenn sie einen Tempel betreten wollen, wenn eine *Dalit*-Frau nicht auf sexuelle Angebote von Männern der herrschenden Kaste eingehen will oder wenn *Dalits* die Dorfpumpe benutzen wollen. Im letzten Jahr registrierte die Polizei 38.597 Fälle von Gewalt, die auf Kastenzugehörigkeit zurückzuführen sind. Diese reichten von Vergewaltigung über Brandstiftung bis zu Überfällen. Die tatsächliche Zahl der Fälle ist wahrscheinlich höher: Eine Untersuchung der *National Campaign on Dalit Human Rights*² hat ergeben, dass nur einer von fünf Übergriffen bei der Polizei angezeigt wird. Aber Indiens Regierung konzentriert sich lieber auf die Erfolgsgeschichten. Als Aktivisten der Zi-

vilgesellschaft 2001 den Versuch unternahmen, Kasten in eine Erklärung der Vereinten Nationen über Diskriminierung aufzunehmen, setzte die indische Regierung ihren Einfluss dafür ein, das zu verhindern. Die Regierung blockiert immer wieder Untersuchungen, die der UN-Bevollmächtigte für Menschenrechte über Diskriminierung aufgrund von Kaste durchführt, und verhindert Diskussionen darüber.

Nachdem Schwester Sudha 21 Jahre in Jamsaut gelebt und alles aus nächster Nähe beobachtet hatte, entwickelte sie eine trostlose pragmatische Analyse. Kaste bekommt religiösen Glanz, sagt sie, aber Religionen verändern sich: die Kaste wird eifersüchtig geschützt, denn in Wahrheit ist sie ein Wirtschaftssystem, eine Macht-Beziehung. „Dieser Status Quo muss erhalten werden, damit die vorhandenen Vorteile erhalten bleiben: Man bekommt billige Arbeitskräfte. Man kann Menschen für so gut wie nichts für sich springen lassen. Man besitzt die Maschinerie dazu, durch die sie sich fast widerstandslos zum Gehorsam zwingen lassen, ohne dass sie auch nur widersprechen.“

Die *Mushabar* besitzen kein eigenes Land und leben von Landarbeit auf den Feldern anderer, für die sie höchstens einen oder zwei Euro am Tag bekommen. Nur wenige können ihren Kindern die Ausbildung oder wirtschaftliche Mobilität verschaffen, die vielleicht soziale Veränderungen bewirken würden. Das Kastensystem regiert das Leben in Jamsaut heutzutage fast genau so, wie es das vor 1000 Jahren getan hat. Poonam hat, bevor sie ins *PRERNA* kam, nicht viel über Kastenzugehörigkeit nachgedacht. Jetzt betrachtet sie sie aufmerksam. „Früher durften wir nicht in die Tempel gehen“, sagt sie. „Jetzt dürfen wir es. Früher war es so, dass, wenn wir etwas, das ihnen gehörte, anfassten, sie es nicht mehr benutzen.“ Sie denkt nicht, dass das immer noch so ist – tatsächlich hat sie aber nie versucht,

irgendetwas, das einer Person aus der herrschenden Kaste gehörte, anzufassen. Als Schwester Sudha die Mädchen zu einem Fest in einem Tempel führte, ließen die Familien der herrschenden Kaste sie zwar hereinkommen, aber nachdem die Gruppe den Tempel verlassen hatte, scheuerten sie ihn ostentativ.

Poonam hat in Jamsaut keine Freundinnen aus einer höheren Kaste. Als sie noch im Dorf lebte, ging sie in die Dorfschule. Aber die anderen Mädchen achteten genau darauf, dass sie keines ihrer Papiere oder Stifte berührte und sie liehen ihr auch kein Buch. Wenn sie Feuerholz sammeln ging, dann zischten Leute „*Mushabar*“, warfen mit Steinen nach ihr und verjagten sie.

Die größte Veränderung in Jamsaut ist, dass Poonam das jetzt als Problem ansieht.

Ein sozialer Aufstieg ist möglich, aber mühsam

Um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie ihr künftiges Leben einmal aussehen könnte, braucht Poonam nur 100 Meter weit zu blicken. Am Ende des Weges steht ein Haus, das fast wie ihres aussieht. Es gehört einer Frau mit Namen Lalmathi.

Sie ist Schwester Sudhas Stolz und Freude: Als sie vor fast 30 Jahren nach Jamsaut kam, um sich dort niederzulassen, war Lalmathi ein winziges Mädchen, das in zerrissenen Turnschuhen umherlief und einen Stock schwang, mit dem sie Schweine hütete. Aber an den Abenden ging sie immer öfter zu Schwester Sudha. Diese benutzte den Stock dazu, sie Buchstaben in den Boden ritzen zu lassen. Sie überzeugte Lalmathis Eltern davon, dass sie sie in die Schule gehen lassen sollten. Den Angehörigen der herrschenden Kaste im Dorf gefiel das gar nicht, aber Lalmathi schaffte es bis zum Schulabschluss. Auf ihrem ganzen Weg bis dahin unterstützte

Schwester Sudha sie. Die ganze Gemeinde sprach darüber, wen Lalmathi denn nun heiraten sollte. Gemäß den Kastenregeln müsste sie einen *Mushabar* heiraten. Als sie aber schließlich ihr Examen machte, war sie schon über 20, fast unvorstellbar alt zum Heiraten und äußerst verschieden von jedem der ungebildeten Arbeiter, den zu heiraten man von ihr hätte erwarten können. Schwester Sudha ging auf die Suche und in einer Gemeinde in Zentralbihar fand sie den jungen *Mushabar*-Mann Biteshwar, der ebenfalls noch unverheiratet und ungewöhnlich intelligent war. Lalmathi traf sich mit ihm und fühlte ihm auf den Zahn: Er hatte einen Bachelor-Abschluss, trank nicht, spielte nicht und versuchte an die juristische Fakultät zu kommen. Er wollte, dass sie nach ihrer Heirat weiterstudierte. Er wurde ihr Mann und kam mit in ihre Gemeinde, um dort mit ihr zu leben.

Sie bekam eine Stelle als Lehrerin in einer Staatsschule. Sie war die erste im *tola*, die in die Akademikerwelt aufstieg. Sie haben zwei Kinder. Ihr kleines Haus ist an die Elektrizitätsleitung angeschlossen und die Kinder haben Spielzeugautos und Puppen aus Plastik, mit denen sie spielen. Lalmathi ist eine warmherzige Frau, die gerne lacht. Aber in ihren ruhigen Minuten drückt sie ein tiefes Unbehagen aus. Das *tola* ist die einzige Heimstätte, die sie kennengelernt hat, aber immer öfter denkt sie daran, dass sie und ihre Familie dort wegziehen sollten. Sie würde gerne ihr Studium fortsetzen und sie möchte, dass ihre Kinder in eine gute Schule gehen. „Ich würde in die Stadt ziehen – irgendwohin, wo es eine für mein Studium günstige Umgebung gibt“, sagt sie in einem Atemzug. „Aber wenn ich bleibe, dann kann ich damit vielleicht anderen Frauen ein Vorbild sein.“ Das ist das eine Problem, ihr Verantwortungsgefühl, weil Schwester Sudha ihr, Lalmathis, Leben so vollkommen verändert hat. Außerdem ist es nicht so einfach, in die Stadt zu gehen.

Auch in Patna, der Hauptstadt Bihars, leben die *Mushabar* in einem *tola*. Sie können nicht damit rechnen, dass ein Vermieter, der einer herrschenden Kaste angehört, ihrer Familie ein Zimmer vermietet. In Delhi wäre es wohl leichter, aber das wäre so weit von ihrer Herkunftsfamilie entfernt und sie würden einen Nicht-*Dalit*-Nachnamen annehmen müssen, um ein Zimmer zu mieten.

Sie sagt, es sei absurd, wenn jemand behauptet, Kaste spiele in Indien keine Rolle mehr. Wenn sie auf dem Weg zur Arbeit durch Wohngebiete der herrschenden Kaste radelt, rufen ihr die Leute etwas hinterher und machen sich über ihre übertriebenen Ansprüche lustig. „Bei der Arbeit“, sagt sie, „setze ich mich in Versammlungen auf einen Platz und alle anderen setzen sich woanders hin.“

Sie hat ihre eigene Art, sich zu verteidigen, an der sie festhält. „Ich ignoriere sie einfach. Ich denke, sie sind verrückt. ... Ich war lange mit Sudha zusammen. Ich habe eine Menge über Kasten bei ihr gelernt und das gibt mir die Kraft, dieses System zu verwerfen.“ Aber wie ist es mit ihren Kindern? Was ist, wenn sie sie in eine Stadtschule schickt und die Menschen herausbekommen, dass sie *Mushabar* sind?

„Die Menschen denken: ‚Was kann schon ein *Mushabar*? Er kann Fische oder Schlangen fangen, um sie zu essen – er kann doch nicht Ingenieur werden! Warum schicken sie also ihre Kinder in die Schule? Ein *Mushabar* kann nur ein *Mushabar* sein!‘“ Es ist seltsam, aber sie denkt, dass sie hier im *tola* am sichersten sind. Wenn sie sich an ihre eigene Wasserpumpe halten und auf ihre eigenen Wege beschränken, dann riskieren sie am wenigsten.

Also bleibt sie vorläufig. Sie beobachtet Poonam bei ihrem Aufenthalt zu Hause und fragt sich, wie bald sie und die anderen *PRERNA*-Mädchen

sich werden entscheiden müssen, ob sie in der Nähe ihrer Familien bleiben oder in eine Welt ziehen wollen, deren Gefahren und Regeln sie nicht kennen. Was diese Mädchen, die etwas gelernt haben, auch tun: Ganze Gemeinden werden die Wirkung davon spüren!

„Die Mädchen sind die Untersten der Untersten“

Aus viel größerer Entfernung beobachtet auch Annie Namala Poonam und die anderen Mädchen von *PRERNA*. Frau Namala ist eine *Dalit* aus Südindien. Sie ist als Aktivistin gegen Kasten-Diskriminierung bekannt. Sie betreibt das Zentrum für *Social Equity and Inclusion* in New Delhi. Ihr Mann Paul Divakar leitet die *National Campaign on Dalit Human Rights*. Sie haben sich schon vor langer Zeit mit Schwester Sudha verbündet und sie haben die Gemeinden, in denen sie arbeitet, besucht. Die meisten *Dalit*-Gruppen hätten etwas soziale Mobilität erlebt, sagt Frau Namala, aber die *Mushabar* in Bihar hätten so gut wie keine Verminderung von Diskriminierung und Isolierung erfahren. Das ist die erste schwierige Aufgabe für Schwester Sudhas Mädchen: *Mushabar* sein wird immer eine entscheidende Tatsache ihrer Identität bleiben.

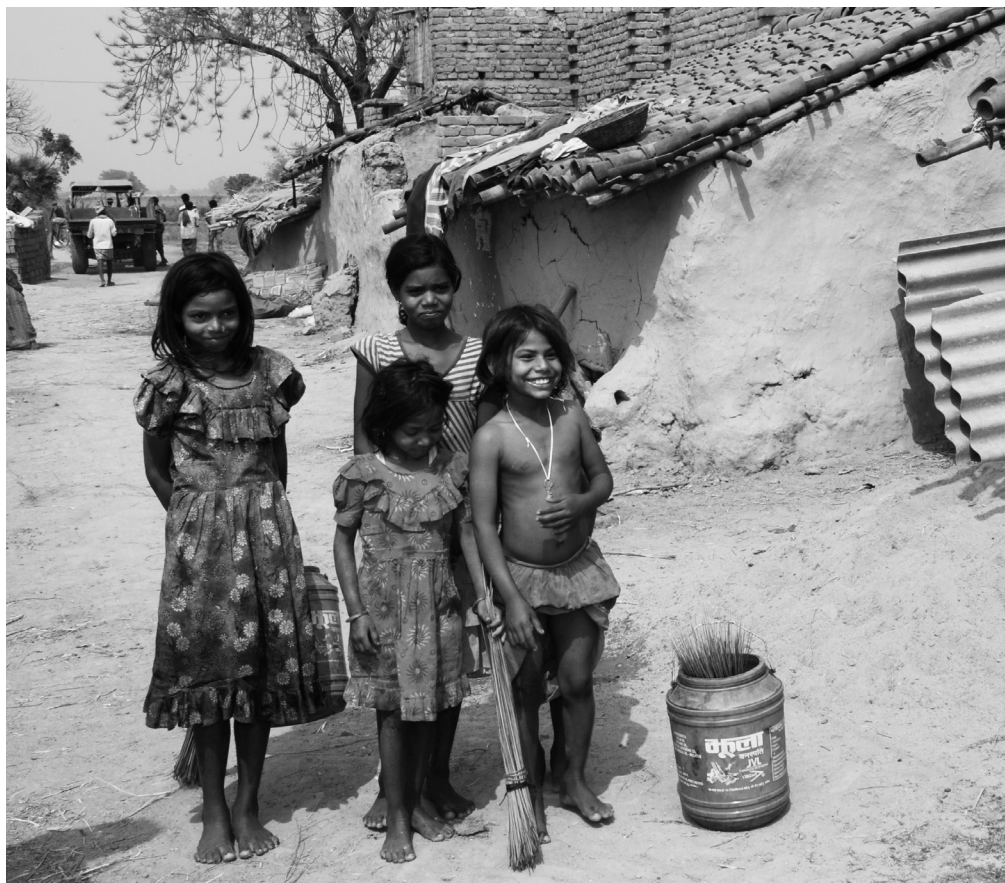
Noch entscheidender ist, dass sie Mädchen sind. „Selbst in der *Mushabar*-Gemeinschaft sind Mädchen die Untersten der Untersten“, sagt Frau Namala mit einem Seufzer, als sie spät am Abend in ihrem Büro in Delhi darüber nachdenkt. Diesem gleichlaufenden Unterdrückungssystem wird sogar noch weniger Aufmerksamkeit zugewendet als dem Kasten-System. Als eine Untersuchung der *British Thomson-Reuters Foundation* Indien als das Land der Welt einstufte, in dem es am viertschlechtesten sei, eine Frau zu sein – sogar noch nach Somalia – wurde das, als es im Juni letzten Jahres veröffentlicht wurde, erschrocken gelegnet. Die Untersuchung nannte

Indien

eine große Anzahl von Fällen von Sexhandel, die weit verbreitete Praxis von Kinderheirat (47 Prozent der indischen Frauen werden verheiratet bevor sie 18 sind, schreibt UNICEF), Zwangsheiraten und die hartnäckige Bevorzugung von Söhnen. Dies führte dazu, dass geschätzte 12 Millionen Mädchen „fehlen“, weil in den letzten 25 Jahren vor allem weibliche Föten abgetrieben wurden.

Der Erfolg der wenigen starken politischen Führerinnen wird oft zitiert, um Behauptungen, in Indien herrsche Frauenfeindlichkeit, zu widerlegen. Jedoch ist die Häufigkeit von Gewalt gegen Frauen und sexueller Belästigungen von Frauen äußerst groß, während ihr Anteil an der Erwerbsbevölkerung, an sozialer Mobilität und sozialer Macht, ihre Entscheidungen sowohl im als auch außerhalb des Hauses selbst zu treffen, zu den niedrigsten gehört – gleichermaßen in entwickelten wie in Entwicklungsländern. Das ist die zweite Gruppe von Hindernissen für die *PRERNA*-Mädchen. „Man stelle sich nur den Schmerz vor, den sie ertragen müssen, wenn sie sich behaupten“, sagt Frau Namala. Aber trotz alledem glaubt sie, dass Poonam ihren Traum, Lehrerin oder sogar Schulleiterin zu werden, verwirklichen kann und dass ihre Freundin Lakshmi die Richterrobe wird tragen können, von der sie träumt. „Es wird hart, aber der Übergang ist möglich. Er nimmt Gestalt an. Sie werden kleine Zufluchtsnester brauchen. Sie werden einen Professor oder eine Professorin brauchen, der oder die sie im College, einen Chef oder eine Chefin, der oder die sie in ihrem Arbeitsbereich schützen wird. Die Geschichte jeder Einzelnen wird die Geschichte eines Kampfes sein.“

Um das fertigzubringen, werden sie in die Stadt gehen und von ihrer Vergangenheit so viel sie können im Dunkeln lassen müssen. Und dann, sagt Frau Namala voraus, werden die jungen Frauen bald die Aufmerk-



Diese Mädchen kommen soeben von ihrer Arbeit als Straßenkehrerinnen ins Dorf Mehmano Tola (Bihar) zurück

Foto: Mukesh Kumar

samkeit von Männern aus der herrschenden Kaste auf sich ziehen, von Männern, denen es nicht im Traum einfällt, sie zu heiraten, die aber Geschenke und Versprechungen einsetzen werden, um sie in eine außereheliche Beziehung zu locken. Inzwischen werden sie vollkommen außerhalb der Welt leben, die ihre Eltern und Familien kennen, und sie werden unvorstellbar allein sein. Sie müssen Wege finden, auf denen sie in Kontakt mit ihrer Familie bleiben. „Es muss Zeiten geben, in denen sie wieder zurück in ihrer Familie und mit ihr zusammen sind“, sagt Frau Namala.

Sie hat sie beobachtet, sagt sie, und weiß, dass die jungen Frauen durchaus schon Widerstandskraft entwickelt haben. Aber dann werden sie noch etwas anderes brauchen. „Man muss Zorn in ihnen aufbauen, ge-

rechten Zorn. Man kann nicht nur auf Gerechtigkeit hoffen, sie werden den Zorn brauchen, um standzuhalten.“ Sie hält inne und sieht selbst zornig aus, dann strafft sie die Schultern im Namen der Mädchen. „Die meisten der Reformen, die wir haben, sind dadurch gekommen, dass ein Mensch etwas unternommen und damit grundsätzliche Veränderungen bewirkt hat. Es ist möglich“, sagt sie. „Wenn etwas unbequem ist, ist das gut. Dann findet Wachstum statt.“

Frühe Heirat soll die Mädchen vor sexueller Gewalt schützen

Poonams Mutter Rajkumari ist in einem schrecklichen Dilemma. Als sie in Poonams Alter war, wurde sie verheiratet. Eine *Mushabar*-Mutter hat der Tradition nach eine vordringliche Aufgabe: Sie muss ihre Tochter bis zu

dem Tag, an dem sie sie ihrer Schwiegerfamilie übergibt, sicher (und jungfräulich) bewahren. Aber Rajkumari hat noch eine andere Aufgabe: Sie muss Poonam dabei unterstützen, alles das zu sein und zu werden, wovon sie träumt. Sie ist sehr stolz auf ihre Tochter, die jetzt dafür zuständig ist, dass jedes Formular, das die Familie braucht, um an den Wohlfahrtsprogrammen der Regierung teilzunehmen, durchgelesen und ausgefüllt wird. Die einzige Dekoration an ihren Wänden ist eine Uhr, die Poonam in einem Debattier-Wettbewerb gewonnen hat. Rajkumari gibt offen zu, dass Poonam die einzige Hoffnung für eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der sechsköpfigen Familie ist: Wenn sie die Schule abschließen und eine gut bezahlte Arbeit bekommen könnte, würde das ihre Vermögensverhältnisse radikal verändern. Aber Rajkumari hat mit ihren 33 Jahren die Kunst der *Mushabar* vervollkommenet, in der Welt nicht mehr Platz zu beanspruchen, als man ihr zugesteht. Ihr erscheint Poonam immer mehr als ein fremdes Geschöpf. „Wenn wir sie nach dem Heiraten fragen, sagt sie: ‘Ich will lernen und ich will etwas werden’“. Aber wenn Poonam heiratete, würde sie zum Eigentum der Familie ihres Mannes werden – die würde vielleicht nicht erlauben, dass sie arbeitet, und wenn sie es täte, dann würde das Geld nicht zu ihrer eigenen Familie zurückkommen. Deshalb möchte sie, dass Poonam einmal arbeitet. Aber sie sieht ihre großgewachsene, starke Tochter durch all die Aufmerksamkeit, die sie auf sich zieht, als akut bedroht an. Deshalb sagt Rajkumari in einem Atemzug, sie werde Heirat erst dann wieder erwähnen, wenn Poonam es tut, und gleichzeitig: „Ich denke, ich sollte sie verheiraten, weil das für ein Mädchen Sicherheit bedeutet. Eine verheiratete Frau ist sicherer – jemand gibt auf sie Acht.“

Allerdings wird ein Mann für Poonam nicht das sein, was Dorffrauen für gewöhnlich zu Gesicht bekommen, sagt Rajkumari. Ihre Schwestern

und Nachbarinnen, die zugehört haben, nicken zustimmend. „Ich werde einen gebildeten Mann für sie suchen. Ich weiß zwar noch nicht wo, aber ich werde suchen.“ Auch Poonam hört zu und lächelt schüchtern mit gesenktem Kopf. Natürlich müssen ihre Eltern für sie entscheiden. Aber sie weiß noch nicht genau, was sie einmal tun möchte. Die Familie war niemals an einem Ort wie *PRERNA* oder in der Privatschule, in die einige der Schülerinnen tagsüber gehen. Dort sagen die Lehrerinnen und Lehrer allen, dass, auch wenn die Mädchen die einzigen *Dalits* in der Schule sind, alle Menschen gleich sind und dass es falsch ist, Menschen wegen ihrer Rasse zu diskriminieren. Das leuchtet Poonam ein. Andere mögen anders denken, aber ihre Kastenzugehörigkeit wird sie jedenfalls nicht davon abhalten, das zu tun, was sie möchte: zur Universität gehen, eine Arbeit bekommen, ein unabhängiges Leben führen. „Es kommt auf das an, was eine sich vornimmt“, sagt sie leise.

Aber Poonam weiß auch, dass dazu mehr als das notwendig ist. Sie hat Schwester Sudhas Warnung gehört, nicht nach Einbruch der Nacht zu den Fest-Schreinen zu gehen, und sie weiß, dass vor ein paar Jahren ein Mädchen aus dem Dorf von einer Gruppe von Männern aus der herrschenden Kaste gepackt und vergewaltigt wurde, als sie auf dem Weg zur Feldarbeit war. Sie hatten das Mädchen dann am Straßenrand liegenlassen und die Polizei tat gar nichts. Poonam kennt die Geschichte genau.

Als das Fest vorüber ist, kommen die Mädchen eines nach dem anderen in die Schule zurück. Poonam kommt am Sonntagabend. Sie kehrt begeistert zu ihren Büchern zurück. Am Montagmorgen lässt Schwester Sudha die Mädchen sich in Reihen aufstellen und sieht, dass alle außer zweien zurückgekommen sind: die Familie der 12-jährigen Sanju hat beschlossen, dass sie gebildet genug sei. Und die Familie Dharajias, die 14 ist, hat

einen Ehemann für sie gefunden – einen Jungen aus einem anderen *tola*. „Sie haben es schon einmal versucht, im März, als die Mädchen das letzte Mal zu Hause waren“, sagt Schwester Sudha. „Ich habe mit ihren Eltern gesprochen und gesagt, sie sei nicht alt genug. Also bekam ich sie zurück. Aber jetzt haben sie beschlossen, sie zu verheiraten.“

Sie kann es sich nicht leisten, sich länger als einen Augenblick ihrem Bedauern hinzugeben. Sie wendet sich wieder ihrer Liste von *Mushabar*-Familien zu, die sehr gerne ihre Mädchen zu ihr schicken wollen. In ein oder zwei Tagen hat sie die Betten der verloren gegangenen Mädchen wieder gefüllt. Nun hat sie zwei neue schwächliche Schülerinnen, die große Augen machen, auf den Bänken ihrer Klasse sitzen. Sechs Monate lang, bis zu den nächsten Ferien, braucht sie keine Angst zu haben, die eine oder andere von ihnen zu verlieren. Also wendet sie ihre Aufmerksamkeit wieder dem zu, was sie als Nächstes zu tun hat. „Das ganze Land sagt: ‚Wir haben uns verändert. Es geht uns besser‘, aber sehen Sie mal dahin“, sagt sie und zeigt in Richtung Jamsaut, „und sehen Sie, was sich dort verändert hat ... Ehe es nicht auch eine Veränderung für die *Mushabar*-Mädchen gibt, kann man nicht sagen, das Land hätte sich wirklich verändert.“

*Aus dem Englischen übersetzt von
Ingrid von Heiseler*

Zum Autor

Stephanie Nolen ist Kanadierin; sie lebt und arbeitet als Journalistin in Indien.

Endnoten

¹ Bhojpuri sprechen 150 Mio. Menschen in Nepal und in den Bundesstaaten Bihar, Uttar Pradesh und Jharkand. Es ist außerdem eine der anerkannten Sprachen auf Mauritius.

² <http://www.ncdhr.org.in/>